

# Schweizer Kriegslyrik

Autor(en): **Schaer, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **21 (1917)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575857>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Schweizer Kriegslirik.

Während rings um unsere heimatliche Friedensinsel die blutigen Stürme und Wellen des europäischen Völkerkrieges tosen und branden, findet auch in unserer vaterländischen Zeitdichtung eine bedeutende Wendung zu neuen, eigenartigen, den großen Erlebnissen und Ereignissen entsprechenden und aus ihrem Gehalte und Geiste geborenen Tonarten statt. Einige Vertreter unseres jüngeren und jüngsten Lyrikergeschlechtes treten dabei, da oder dort die Einflüsse freundnachbarlicher Kriegspoese nicht völlig verleugnend, mit ihren Liederbänden oder einzelnen Gesängen als führende Geister dieser neuzeitlich orientierten, überaus gegenwartstreu wirkenden Sangeskunst auf und scharen eine jugendliche, in begeisterter Bewunderung ihren Fahnen nachstürmende Heeresfolge um sich, die ihre Reihen, großzügig gesteckte Ziele im Auge, dicht und dichter zu schließen beginnt.

Von den Schweizer Lyrikern, die mit ihren Schöpfungen der beredte Ausdruck dieser neuen poetischen Epoche sind und unsere nationale Zeitkunst wertvoll und charakteristisch bereichert haben, ist vor allen Robert Faesi mit seinem kraftvoll originalen Liederbuche „Aus der Brandung“, Zeitgedichte eines Schweizers<sup>1)</sup>, zu nennen. In formvollendeter Sprache, beherrscht und maßvoll, aber dennoch ausgesprochen subjektiv und persönlich, rauschen diese von einem klaren und feurig-bewegten Rhythmus getragenen Weisen wie ein verheißungsvolles Bannerflattern über uns dahin. Und es ist echte, gesinnungstapfere und gut heimatliche Fahnenseide, die des Dichters künstlerische feinbegabte Hand zu einem ergreifend schönen Gewebe seelischer Selbstbekenntnisse gewirkt hat. Poet und Patriot, Mensch und Künstler, Empfinder, Denker und Darsteller reichen sich in den Gesängen Faesis die Bruderhand und gehen in selten voller und überzeugender Harmonie restlos ineinander auf. Neben allem hohen Schwung ein tiefster Gehalt, neben Sturm und Drang der Hülle ein wetterfest unerschütterlicher Kern, und daher auch die Wucht der Wirkung, die un-

mittelbare Ergriffenheit und das persönliche Mitschlagen und Mitklagen des eigenen Herzens, das diese trefflichen Kriegslieder, die doch so beschwert sind von einer innerlichsten Friedenssehnsucht, in uns auszulösen vermögen. Man vergegenwärtige sich etwa den unvergeßlich sieghaften Eindruck, den das mit höchster Stimmungskonzentration bemessene und gestaltete Gedicht „Runde“ weckt und zurükläuft:

Wenn die Wiesen versinken in silberne Nacht  
Und die Hügel zu friedlichen Schatten geworden:  
Faß ich es noch, daß drüben die Völker sich  
morden,

Ueber wenigen Bergen, in gellender Schlacht?  
Leise mach ich die Runde im feuchten Gelände,  
Blühende Halme streift meine blühende Hand;  
Drüben lindert der Tau der Verwundeten  
Brand,

Heben die Halme sich hoch wie betende Hände —  
Ueber wie mancher bleich verzuckenden Hand?  
Brüder, die ich nicht kenne, ihr habt es voll-  
bracht —

Da ich dies denkend die dampfenden Wiesen  
durchschreite,  
Klingt mir mit drohender Mahnung der Säbel  
zur Seite.

Durstiger trink ich das atmende Leben der Nacht.

Auch die umfangreicheren Dichtungen des Bandes sind von packender Anschaulichkeit, von einem Mitbeben und Mitschwingen des aus den eigenen Seelengründen emporsteigenden Gefühls für Leben und Schicksal der Allgemeinheit erfüllt. Und mehr als einmal erklingt als Grundton ihrer Melodie in verhaltenem Schmerzensschrei die bange Frage an die göttliche Gerechtigkeit in menschlichen Tugungen: „Warum denn ihrer, Gott, warum nicht mein?“ Wundervoll kontrastiert die feierliche Ruhe von Gedichten wie „Feldwache“ und „Feierabend“ mit den erschütternden Zweifeln und qualvollen Fragen, die in „Der Zaubrer“ und „Prüfung“ ans eigene Herz und an die Brust des Heimatvolkes heranstürmen. Verführend und friedvoll leuchtet aber auch das Liebeslicht in „Sendung“ und „Weltgericht“ über den Stürmen kriegerischer Brandung und ragt in unerbittlicher Größe als Ziel künftiger Völkerhoffnungen und Menschheitsträume empor. So weht uns aus den Zeitoffenbarungen Faesis ein starkes und erhebendes Mitgefühl für sein Land und seine Volksgenossen und über

<sup>1)</sup> Mit Umschlagzeichnung von Otto Baumberger. Frauenfeld und Leipzig, Verlag Huber u. Co., 1917.

die engern vaterländischen Grenzen hinaus für die allgemeinen Leiden der Menschheit und die Auferstehung und Wiedergeburt der zerfallenen und zerrütteten Geisteskultur Europas entgegen. Der Dichter hat die Not der Tage sich zum köstlichen Besitz gemacht, sie zur Erweiterung und Bereicherung seines künstlerischen Wesens gedeihen lassen. Die ursprüngliche dichterische Gewalt und die Ueberzeugungstreue seines menschlichen Bekenntnisses machen diese Gesänge zu einem teuern, wertvollen Gut unseres neuzeitlichen nationalen Dichtungsschatzes.

Ganz anders geartete Wege beschreitet mit seiner ausgesprochen „expressionistischen“ Dichtweise, wenn man diese beliebt gewordene Bezeichnung auch für eine bestimmte Richtung unserer modernen Liedkunst anwenden will, Konrad Bänninger mit dem überraschend und seltsam neue Töne anstimmenden kleinen Gedichtbuche „Stille Soldaten“<sup>2)</sup>, einer poetischen Erstlingsgabe, die gleichzeitig freilich auch, trotz allen etwa noch spürbaren Einwirkungen fremder Einflüsse, eine Offenbarung stark ausgeprägter künstlerischer Persönlichkeit und ein Programm der Umwertung alter überlieferter Werte in Anschauung und Gestaltung bedeutet. Bänningers Dichtungsart hat unbestreitbar einen großen, fast eigenmächtig und selbstherrlich freien und unbefümmerten Zug, alles Traditionelle und Ueberkommene liegt ihr fern; so wie seine Sinne es sehen und hören, seine Seele es fühlt und schafft, will er seine Lieder erklingen lassen in eigener, ungewöhnlicher und ungewohnter Melodie, die ihre besondern Gefahren und Tücken, aber auch ihre originalen Reize, ihre individuellen Naturlaute ihre persönlichen Vorrechte hat und sie sich mit bewußter Treue und Absicht zu wahren weiß. Eine elementare, wenn auch nicht stürmisch sich gebärdende Urkraft und Neuheit liegt diesen Soldatengedichten als treibendes künstlerisches Motiv zugrunde, wie sie auch künftig, weise beherrscht, Stimmungen und Dichtungen von herber, troziger Subjektivität, aber von ästhetisch und menschlich genußreicher, sensitivster Prägung zu erzeugen vermag.

<sup>2)</sup> Mit Umschlagzeichnung von Karl Bickel. „Schriften für Schweizer Art und Kunst“ Nr. 68. Zürich, Verlag von Rascher & Cie., 1917.

Eines der am geschlossensten, inhaltlich und formal am einheitlichsten und verständlichsten geratenen Gedichte mag als Probe hier zum Abdruck kommen:

#### Schildwache

Mit dir, Gewehr, steh ich allein,  
verwachsen sind wir Fleisch und Bein —  
uns trennt kein Sturm und keine Wut:  
ich schenke dir mein rotes Blut.

Schwer ist die Erde ausgestreckt  
und lauernd mancher Feind versteckt.  
Nicht scheuen wir die Finsternis:  
wir spalten sie mit Hieb und Riß.

Die Kameraden schlafen all,  
vergessen Tod und Donnerhall.  
Wir sind bewehrt, wir sind bereit,  
wir schützen ihre Freundlichkeit.

Ihr alle dort, geliebt und braun,  
dürft friedlich in die Sterne schaun:  
wir funkeln hier am dunkeln Pfad,  
Gewehr, mein Feuerkamerad.

Wir sind nicht traurig, nicht beglückt,  
nur treulich auf die Welt gebückt —  
und manchmal aus dem tiefen Schoß  
erstehen Träume himmelsgroß.

Erblickt uns so in den Dichtungen Bänningers ein unabhängig freies und unerforschenes, völlig neutöniges Singen und Sagen, so darf man sich dessen nur freuen, in der Erwägung, daß noch meist aus gärendem Most die besten Edelgetränke gediehen sind. Gewiß hat der Dichter und seine vielversprechend sich offenbarende Eigenart noch nicht die endgültige, künstlerisch abgeklärteste Form seines Gestaltens gefunden; aber er hat auch noch nicht das letzte Wort zu uns gesprochen! Seine „stillen Soldaten“ sind eine wertvolle Verheißung für die künftigen Erträge seines Schaffens, und sie bilden — hoffentlich — die bahnbrechende und pfadfindende Vorhut einer stattlichen, lebenskräftigen Armee von Stürmern und Drängern des Herzens und der Seele. Urwüchsig und sich selbst getreu schreiten schon diese ersten Vorboten daher, und zwischen den Zeilen erklingen, trotz grotesken Wendungen da und dort, die rauschenden Fanfaren eines herannahenden Siegesmarsches, denen man sein Ohr nicht eigenwillig verschließen.

Um vieles reifer, abgeklärter und konzentrierter mutet die knapp und sicher geformte Kriegshyrik an, die S. D. Steinberg in seinem gedrängten, markigen Zyklus „Untergang“<sup>3)</sup> spendet. Dinge

<sup>3)</sup> Mit Umschlagzeichnung von Otto Baumberger. Zürich und Leipzig, Verlag von Rascher & Cie., 1917.

und Erlebnisse, mit unheimlich impressionistischer Wucht geschaut und geschildert, spiegeln sich in diesen Dichtungen, die wie ein Notsschrei der gequälten Seele über das Leid der Menschheit und so überaus gebändig und beherrscht aus einem Freundschaftsrequiem emporquellen und in vollen, leidenschaftlich bewegten und doch lyrisch ganz von Stimmung umhauchten Ergüssen sich ausströmen wie blutendes Herzweh. In fünf Gedichten erschöpft Steinberg die dichterische Totenklage um einen dem Krieg zum Opfer gefallenem jungen Freund, Liedern von einer künstlerischen Bewegtheit und seelischen Inbrunst, einer poetischen Anschaulichkeit und Plastik, die unter gleichartigen Erzeugnissen unserer Tage ihresgleichen suchen und gewiß nur selten finden. Wir bieten unsern Lesern das dritte Stück der Reihe, das mit auserlesenen feinen Schönheiten der Diktion besonders reich bedacht erscheint:

#### Das Mädchen klagt

Seit Wochen lehnt tieftraurig in den Gassen  
Der Tag. Bunte Farben hat er fallen lassen,  
Und die Wünsche, die ihn hoch umglühten,  
Liegen starr, ganz ohne Glanz und Blüten,  
Tote Kinder — seltsam hingebogen.  
Alle Männer sind hinausgezogen,  
Auch du blauer Leutnant mit den braunen  
Wangen.

Denkst du noch, wie du mir nachgegangen  
Im Sommertag? Du wolltest mich gewinnen  
Drei Straßen lang. Wie sonderbar, nun  
rinnen

Mir deine Farben und dein Angesicht,  
Die drei, vier Bäume und viel Sonnenlicht  
Und deine kaum gesehenen Gebärden  
Zusammen wie ein Bild — doch ohne Bild zu  
werden.

Von allen, die durch meine rosaroten Mädchen-  
tage gingen,  
Bliebst du allein in meiner Seele stehn — und  
meine Wünsche schlingen

Aufweinend sich um deine Traumgestalt.  
Mir ist, als fordere mit zärtlicher Gewalt  
Seit Tagen deine Seele Dunkles vonder meinen.  
Ich lausche tief in mich, und meine beiden  
kleinen

Und zarten Hände gleiten immer wieder  
Ueber die gelben Seidentissen nieder —  
Ueber samtnes Tuch auf ernstern Stühlen,  
Träumend, daß sie deine niegefühlte Nähe  
fühlen.

Ein ähnlich tiefes und subtiles, seelisch innerlichstes und innigstes Einfühlungsvermögen spricht sich auch in dem poetischen Situationsbild „Die Witwe“ in

feinster und gehaltvollster künstlerischer Fassung aus. Ergreifend und unheimlich lebenswahr wirken die in einem Selbstgespräch sich ergießende „Klage des alten Hauses im Abend“ und der als ruhevoll gesammelter Epilog von höchster Konzentration und Stimmungsfülle das Büchlein beschließende Abgesang „Tod im Schützengraben“. Das dem Bändchen den Titel verleihende Einleitungsge-dicht „Der Untergang“ ist andererseits von einer visionären Glut und dramatischen Bewegtheit getragen, die uns die erstaunliche Vielseitigkeit der Ausdrucksmittel, über die Steinbergs Dichterharfe verfügt, in erfreulichster Weise zum Bewußtsein bringt. Und so begrüßen wir denn auch bei dieser auf unserm heimischen Boden sich entfaltenden Poetenpersönlichkeit neue Wege, neue Ziele und neue Kräfte, die zu achten und als dem Geist unserer nationalen Dichtung durchaus entsprechende, aus seinen zeitlichen Wandlungen geborene Elemente zu assimilieren und aufzunehmen es sich geziemt!

Endlich sei von einem dichterischen Versuch die Rede, hinter dem überall zum mindesten ein ernstliches Wollen und ein beträchtliches Können steht. Felix Beran, der in Zürich lebende Wiener, hat in seinem Liederhefte „Krieg“<sup>4)</sup> fünf Dichtungen vereinigt, die in schwungvoll gehobener Sprache und dithyrambisch gesteigertem Rhythmus „Impressionen“ der Kriegsstimmung wiedergeben; sie entbehren, formell sowohl wie inhaltlich, nicht einer gewissen leidenschaftlichen Wucht und Großzügigkeit; doch bei aller begeisterten Vollkraft ihres Empfindungsgehaltes fehlt ihnen noch die letzte künstlerische Reife und Vollendung, jene dichterische Harmonie und Geschlossenheit, die über dem Stofflichen und seinem zufälligen Erfassen oder subjektiven Deuten steht. Als poetisch gestaltete Kriegseindrücke und Seelennotschreie eines schöpferisch veranlagten, tiefen Mitempfinders gewertet, darf man sie, bedeutsame und bezeichnende Beiträge von individueller Note, den zahlreichen Gaben der neuern Kriegslyrik mit Anerkennung einreihen.

Alfred Schaer, Zürich.

<sup>4)</sup> Gedichte. Zürich, Verlag Art. Institut Drell Füssli, 1916.



Augusto Sartori, Giubiasco.

Tessinerin aus dem Volk  
(Popolana Ticinese).

